

Zeitschrift: Der Schweizer Freidenker
Band: 4 (1918)
Heft: 11

Artikel: 1. August - Fahne auf Halbmast
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-407017>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Schweizer Freidenker

Organ des Schweizerischen Freidenkerbundes und des
Schweizerischen Monistenbundes

Wahrheit ❖❖ Freiheit ❖❖ Friede

Abonnementspreis:

Schweiz: Jährlich . . Fr. 4.—

Halbjährlich Fr. 2.—

Ausland: Jährlich . . Fr. 5.—

Erscheint halbmönatlich

Insertionspreis:

Die einspaltige Petitzelle oder deren Raum 10 Cts.

Bei Wiederholung weniger.

Postcheck-Konto VII/1033

Menschen — Brüder.

Ihr fandet einst euch in dem Wort:

„Wir all' sind Brüder!“

Ach, gäb's das Echo also fort:

„Die Waffen nieder!“

E. Br.

1. August — Fahne auf Halbmast.

Vier Jahre des Mordens vorüber. Millionen Menschen liegen erschlagen, Millionen schleppen sich dahin blind, entstellt, krank, verwüstet an Leib und Seele. Städte und Dörfer liegen in Schutt und Asche, weite, einst blühende Landstriche sind jetzt ein Bild des Grauens: zerschossen, durchwühlt, unfruchtbar; die Wälder, die Baumgärten sind niedergemacht, was Menschenhand und Menschengest mit Liebe und Sorgfalt pflegte, hat frevelnde Gier in teuflischer Vernichtungswollust zerhauen, zerfetzt. Und noch geht das Wüten weiter und ist dessen kein Ende zu sehen. Gleich stumpfsinnigen Ungeheuern zerfleischen sich die aufeinandergehetzten Heere, und die Völker im Hintergrunde lassen es in stumpfsinniger Ohnmacht geschehen; der Hunger quält sie, Krankheiten peitschen sie. Sie dulden's, sie tragen's; sie grollen, aber sie bäumen sich nicht auf, sie recken sich nicht. Sie opfern ihre Kräfte und Säfte den verhetzten stumpfsinnigen Ungeheuern an der „Front“. Mögen sie selber dahinsiechen, wenn nur diese leben — um zu morden und zu verwüsten. Und wenn sich eines erhöbe und schrie: Es ist genug, es ist schon längst viel zu viel, wir versagen dem Ungeheuer da vorn Dienst und Opfer, so würde sich dieses wenden und wüten gegen das eigene Fleisch und Blut. Und das feindliche Ungeheuer käme und fiele ihm in den Rücken. Es sei denn, das andere Volk versage ihm auch Dienst und Opfer. Ein Knäuel von Wenn und Aber und kein Alexander der befreienden Tat! Ungeheuer sind die Verluste an Hab und Gut, entwertet, vernichtet die Arbeit, der Fleiss vieler Jahrzehnte; ein unbestimmbar grosses Kapital geistiger Kraft wurde und wird unwiederbringlich vernichtet, ein ungeheurer Ausfall an geistigen Erzeugnissen muss die Folge sein. In sittlicher Hinsicht hat der Krieg katastrophal gewirkt. So eröffnen sich für die Zukunft die düstersten Aussichten in materieller, geistiger und ethischer Hinsicht; selbst der grosse Völkerfriede, dessen Träger und Behüter ein grosser, allgemeiner Völkerbund sein soll, wird immer fragwürdiger, je länger das Morden und Sengen und Brennen geht, je furchtbarer die Wunden schmerzen, die ein Volk dem andern schlägt. Immer schwerer wird es sein, Friede zu schliessen. Und am Ende wird es ein Friede aus Ermattung sein, ein Notfriede, ein Scheinfriede, aus dessen Fäulnisstoffen der Keim zu einem neuen Kriege die erste Nahrung saugt. Wenn nicht die Völker selbst erwachen und aus menschlichem Fühlen und aus Vernunft — nicht bloss aus Hunger, denn der ist am gedeckten Tisch bald wieder vergessen — den Frieden wollen, nicht nur eines,

sondern alle, wenigstens die grosse Mehrzahl der Völker, dann ist es eitel Täuschung, an einen wirklichen Frieden zu glauben. Von den grünen Tischen kommt er nicht. Die Herren, die dran sitzen, haben zu viel Interesse daran, dass der Krieg als „Geissel Gottes“ die Völker heimsuche und dass die Kriegsmöglichkeit als Damoklesschwert beständig über den Völkern schwebe. In denen, die durch den Krieg zu Reichtum gelangten, und es sind ihrer nicht wenige, haben die kriegerischen Staatsoberhäupter und die ihnen geistesverwandten feudalen Kasten willkommenen Zuzug erhalten. Wie gesagt, die Aussichten sind trüb, — Fahne auf Halbmast.

1. August — Bundesfeier. Auf den Bergen werden die Feuer lodern, von den Kirchtürmen herab die Glocken klingen. Es soll ein Gedenktag der Freiheit sein. Wer wollte leugnen, dass die alten Schweizer der Herrenwirtschaft in ihrem Lande ein gründliches Ende bereitet haben (um sich dann selber zu Herren aufzuwerfen), und es liesse sich denken, dass ein solcher Erinnerungstag dazu angetan wäre, den Freiheitswillen und den Freiheitsmut zu stärken. Blicken wir aber, als Schweizer, auf das vergangene Jahr zurück, so können wir es nicht tun ohne das Gefühl tiefster Beschämung. Nicht davon will ich sprechen, dass die Schweiz sich noch tiefer in wirtschaftliche Abhängigkeit vom Ausland verstrickt hat, nicht von den Missständen in unserm Militärwesen, die ein Hohn auf die Demokratie sind, nicht von den traurigen Zuständen, die anlässlich der Grippe-Epidemie zutage getreten sind, nicht von der milden Hand, der sich die grossen Schelme erfreuen, nicht von der harten Faust, die bei den kleinen ihres Amtes waltet; das Traurigste will ich herausgreifen, das Beschämendste: *Die Verschandelung des Asylrechtes*. Seit Jahren sind wir Zeuge davon, wie elend arm die Regierenden an Menschlichkeit und Gerechtigkeit, an Sinn für die leibliche und geistige Not unserer Zeit sind; Zeuge waren wir davon, dass Verträge, Übereinkommen als elende Papierfetzen behandelt wurden, dass man aus „Staatsklugheit“ über jedes Rechtsempfinden mit brutaler Selbstverständlichkeit hinwegschritt. Da musste es einen erschrecken, wenn eine Regierung daran ging, an einem bislang noch unangetasteten Rechte auch nur einen Buchstaben auszubrechen. Nun ist dieser wahnsinnigen Anarchie der Rechtsbegriffe auch unser altes, edles Asylrecht zum Opfer gefallen. Warum? Aus Furcht? Aus Liebedienerei? Das weiss ich nicht. Genug, es ist gefallen, wir stehen vor der Tatsache, dass unsere oberste Landesbehörde unter Missachtung des gesunden Rechtsempfindens, man darf sagen des ganzen Schweizervolkes dem kriegführenden Ausland die traurigsten Henkersdienste leistet. Wessen Herz blutet nicht, der von den Vorgängen erfährt, die sich jetzt an der Grenze unseres ungasilichen, verräterischen Landes abspielen! Gewiss gibt es unter denen, die unser Asyl geniessen, viele unbotmässige, heruntergekommene, auch gemeingefährliche Elemente. Aber war das Grund genug, eine der edelsten Bestimmungen unserer Verfassung herauszureissen? Grund genug, Menschen, die

dem blutigen Wahnsinn draussen entflohen waren und hofften, auf dem Boden der alten Schweizerfreiheit, mit der man so gerne grosstut, eine Zufluchtsstätte zu finden, ihren Mördern vor den Gewehrlauf zu treiben? Stehen nicht den „Unwürdigen“ gegenüber viele andere, die aus den edelsten Motiven, aus Abscheu vor dem Ungeheuer-Grässlichen, das Wagnis der Flucht unternahmen? Wenn unsere Oberbehörde zu der Massregel greifen musste, denen den Eintritt zu verwehren, die in Todesnöten an unserer Pforte anklopfen, weil darunter störische Elemente sind, so stellt sie sich selber das traurigste Zeugnis aus. Sie erklärt damit, dass sie nicht imstande sei, im eigenen Hause Ordnung zu halten, dass sie fürchte, der ganze schöne Apparat, den sie zu dirigieren hat, fahre der paar Mannen wegen auseinander. Schmach ist das Kennzeichen dieser „Tat“ für die Schweiz. Wer weiss, vielleicht kommt der Tag, an dem es wieder heisst wie schon einmal, als die Schweizer nicht auf die Stimme der Menschlichkeit hörten: „O Gryfensee, wie ruch ist din Rach!“ — Zum Büttel hat sich die Schweiz erniedrigt dies Jahr. Gibt es da einen 1. August zu feiern, einen Freiheitstag? — Fahne auf Halbmast!

Unser Bekenntnis.

Von Ed. Lauterburg.

Rede bei Eröffnung des Lessingbundes in Bern.

(Fortsetzung.)

Gewiss gibt es in der Kirche viele Leute, welche mit den in der Bibel enthaltenen Widersprüchen aufräumen wollen und nicht mehr an die sechstägige Schöpfung, den Sündenfall, die Dreieinigkeit, Jesu Sühne für die sündige Menschheit, die leibliche Auferstehung und gar an all die Phantastereien der Offenbarung Johannis glauben. Aber wie wenige wagen es, die Unhaltbarkeit all dieser Dinge unverhohlen von der Kanzel herunter, in der Unterweisung und in kirchlichen Zeitschriften zu verkünden, um all den zwischen Überlieferung und eigenem Denken eingeklemmten Seelen Luft zu machen! Wie viele Eiertänze werden da aufgeführt, wo es gälte, mit festem Schritt geradeauszugehen; wie viele süsse Mischtränklein aufgetischt, wo es hiesse, klaren Wein einschenken!

Herr Prof. Lüdemann behauptet zwar in seinem Vortrag „Das Christentum der kirchlichen Reform“ vom 11. März 1917, die Reformpartei habe „die Identität des Christentums mit einer veralteten Kirchenlehre zerstört“. Nun, weshalb belässt

er denn alle kirchlichen Formen beim alten, obschon keine einzige, auch die Kirche selbst nicht, so von Jesus eingesetzt wurde, wie sie heute besteht? Wann hat Jesus etwas gesagt von einer Liturgie, von einer Kindertaufe, von einer Konfirmation, von einem Züglein von Männern und Frauen zu einem Altar, um dort ein Stücklein Brot und einen Schluck Wein in Empfang zu nehmen? Wo hat er davon gesprochen, dass seine Jünger sich für die Verkündigung seiner Wahrheit auch von den Ungläubigen sollten bezahlen lassen? Nirgends! Sondern überall da steckt eben auch Herr Lüdemann mit seinen Genossen noch ganz in der kirchlichen Überlieferung.

Wenn Jesus einen Raum zum Beten empfahl, so war es das stille Kämmerlein; wenn er sich taufen liess, so tat er es, als er wusste, wozu er sich berufen fühlte. Wenn er sich des Geisteslebens eines Jünglings annahm, so verlangte er von ihm nicht, dass er mit einer Schar anderer Jünglinge und Mädchen genau auf denselben Zeitpunkt, und noch dazu in sehr früher Jugend, fähig sein sollte, auf die höchsten Fragen des Menschenherzens eine entscheidende Antwort zu geben; am allerwenigsten verlangte er von einem solchen Jüngling ein Bekenntnis über seine, Jesu, Göttlichkeit, rief er doch dem reichen Jüngling, der ihn „guter Meister“ anredete, zu: „Niemand ist gut, denn der eine, Gott“. Wenn Jesus seinen Jüngern empfahl, noch dann und wann nach seinem Tode sich beim Abendbrot zu vereinigen, wie sie es am Abend vor seinem Tode getan, so lud er sie damit viel eher zu einem heimeligen „Zabesitz“ in kleinem Kreise ein als zu einer steifen Zeremonie unter einander fast unbekanntem Leuten. Und wenn Jesus von einem Reich Gottes auf Erden sprach, so meinte er damit nicht eine Institution, in die man hineingeboren wird, ohne etwas davon zu wissen und in der ausgerechnet die Schriftgelehrten das grosse Wort führen würden, während die Geistesgetauften von ihm selbst an in ununterbrochener Reihe als Ketzer verurteilt oder totgeschwiegen wurden.

Ich weiss, dass viele Glieder der Kirche denken wie ich. Ich verkenne auch durchaus nicht, dass in den Fünfziger und Sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts von den Vorläufern der jetzigen Reformen viel zu einer Erneuerung der schweizerischen reformierten Kirche geschah. Ich denke dabei an Männer wie Albert Immer in Bern und Heinrich Lang in Zürich. Auch jetzt erstehen dieser Kirche in ihrem eignen Schosse mutige Männer, die nicht immer wieder neuen Wein in alte Schläuche

Freies Denken und freies Empfinden.*)

(Fortsetzung.)

Das Transcendentale.

Unter „Transcendental“ versteht man allgemein das von den Sinnen Unerfassbare, d. h. das Undenkbare. Dieser Begriff umfasst Relatives und Absolutes. Vergleichen wir mit einer Geraden, die von einem bestimmten Punkt ausgehend, ins Unendliche verlängert gedacht werden kann. Legen wir von diesem bestimmten Punkt aus einen Maßstab, den unseres Denkvermögens an, so beginnt ausserhalb desselben, unmittelbar auf der Verlängerung der Geraden, das relative, d. h. das vom Maßstab des Denkvermögens abhängige Transcendentale, während das absolute Transcendentale im Unendlichen zu denken ist. Nun kann uns das letztere wegen seiner unendlichen Entfernung wenig interessieren. Was unser Interesse beansprucht, ist das erstere, das eben da anfängt, wo unser Denkvermögen aufhört, und daher ganz individuell und verschiebbar ist. Für ein mit Sinnen begabtes Wesen, das aber die Aussenwelt gedanklich nicht zu erfassen vermag, sagen wir, ein neugeborenes Kind, ist dementsprechend alles transcendental. Gedanklich erfassen heisst, die Erscheinungen, die auf die Sinne einwirken, zu erklären, indem man sie mit anderen Erscheinungen in ursächliche Verbindung setzt. Das neugeborene Kind kommt mit der Welt in Berührung, empfindet auch Lust und Unlust, allein sein Denkvermögen ist null; die Sinne sind zwar tätig, erfassen aber nicht, es kann sich nichts erklären, und daher ist die ganze Aussenwelt für dieses transcendental. Ebenso verhält es sich mehr oder weniger bei den mehr oder weniger entwickelten Tieren.

Anders steht es mit den Empfindungen, die eigentlich als subjektive Eindrücke der von der — unendlich gedachten — Aussenwelt empfangenen

Reize aufzufassen sind; also Empfindungen, die wir qualitativ mit allen Lebewesen gemeinsam haben, die in uns Lust und Unlust erregen und uns ans Dasein binden. Diese können reeller und transcendentaler Natur sein. Reell sind sie, wenn sie sich in Gedanken, d. h. in ursächlichem Zusammenhang mit den Erscheinungen, ausdrücken lassen. Fallen sie aber ausserhalb des Denkvermögens (nämlich auf die Verlängerung der Geraden), so sind sie transcendental. Jeder reellen Empfindung entspricht ein Gedanke, ein engerer Begriff, ein mehr oder weniger genau zu bestimmender und zu messender Wert, z. B. Wärme, Licht, Hunger, Schmerz u. dergl. Die vom Transcendentalen beeinflussten Empfindungen können in Gedanken entweder überhaupt nicht oder nur ganz allgemein — ohne ursächlichen Zusammenhang — ausgedrückt werden, z. B. Schönheit, Unendlichkeit, Zeit, Raum u. dergl. Dazu gehört die Kunst in allen ihren Formen. Musik, Malerei und Poesie erwecken in uns Empfindungen, die sich in Gedanken nicht übersetzen, sich nicht erklären lassen. Nur in Tönen, Bildern und Gleichnissen können sie wiedergegeben werden. Es geht diesen der ursächliche Zusammenhang ab, und sie sind daher auf Mass- und Gewichtseinheiten nicht zurückführbar. So fehlt uns für ein „zartes Gefühl“, ein „trübes Gemüt“, eine „selige Liebe“ u. dergl. jeder Maßstab, denn diese Empfindungen lassen sich nur in Gleichnissen, wie: „Wenn ich ein Vöglein wäre —“, wiedergeben. Die Produktivität eines Musikers oder eines Malers können wir unmöglich mit physikalischen Energieeinheiten messen. Beim primitiven Menschen war das eigentliche ursächliche Denken noch so gering, dass auch die Umgangssprache in Gleichnissen bestand. Zeugnis hiervon legen die Schriften des Altertums, wie die Bibel, ab. Gleichnisse, wie: Geist = Wind, Zorn = Wind, Seele = Atem, kommen häufig vor. In der Sprache lag mehr Poesie und weniger Logik, und die primitiven Menschen waren mehr Künstler als Denker.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Nr. 2 und 5. (Zur Raumgewinnung diesmal in Kleindruck.)